

Detlef Stender

„Ein wirkendes Rad in der großen Maschine der Zeit“

Skizzen zur Industriegeschichte Euskirchens [im Kaiserreich]

Veröffentlicht in:
Verein der Geschichts- und Heimatfreunde des Kreises Euskirchen (Hg.)
Im Kaiserreich. Die Zeit Wilhelm II. im Kreis Euskirchen
Euskirchen 1999, S 113-134

Alles war anders geworden. Die Zeit als die 'Abgase' der ersten Dampfmaschine in Euskirchen als „Atem des Teufels“ angesehen wurden¹ und neuangeschaffte mechanische Webstühle nicht betrieben werden konnten, weil die Euskirchener Weber sich sträubten, an den ungewohnten Maschinen „auch nur versuchsweise Platz zu nehmen“², war um 1910 schon lange vergangen.

Eine blühende Industrie am Veybach

Blickt man aus größerem Zeitabstand auf Euskirchen und seine Wirtschaftsentwicklung zwischen 1910 und 1920, so wird deutlich, dass in den Jahren und Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg ein tiefgreifender Strukturwandel stattfand, der auf Dauer die Wirtschaft Euskirchens prägte. Die Einwohnerzahl der Stadt stieg in wenigen Jahren rasant von 5.326 im Jahr 1871 auf 13.014 1912. Der Anteil der Selbstständigen, Landwirte, Freiberuflichen und Unternehmer sank von 65% auf nur noch 26%. Im Gegensatz dazu konnten die Arbeiter ihren Anteil von 27% auf 49% erhöhen, die Angestellten und Beamten von 5 auf 9%.³ Schlicht gesagt: Nicht mehr die selbstständigen Bauern, Handwerker, Tuchmacher und Kleingewerbetreibenden bestimmten das Bild der Stadt sondern die Beschäftigten der Industriebetriebe. In der Zeit des Kaiserreichs erlebte Euskirchen eine rasante Industrialisierung und wurde eine ausgesprochene Fabrikstadt. Die Ära der Hochindustrialisierung⁴, die damals das ganze Reich veränderte, erfasste Euskirchen besonders intensiv. 1925 hieß es rückschauend: *„Euskirchen erweckt den Eindruck einer vom Geist des 20. Jahrhunderts empor getragenen Stadt, die gegründet ist auf rastlosen Handel und Gewerbefleiß. Die günstigen Verkehrsverhältnisse und die gute Lage waren die ersten Vorbedingungen hierfür. Von allen Seiten strömten die Provinzialstraßen zusammen. Es folgten 5 Eisenbahnlinien nach Köln, Bonn, Trier, Düren, Münstereifel. Dazu die Kreisbahn und die Postautolinien ... An den Wiesen des Veybachs entwickelte sich eine blühende Industrie.“*⁵

Diese Entwicklung hatte zwei grundlegende Ursachen, die hier kurz skizziert werden sollen. Zunächst verändert sich die Fabrikationsweise in der Tuchherstellung, die die wichtigste Grundlage des Wirtschaftslebens der Stadt darstellte, ganz wesentlich. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert fanden in den meist noch recht kleinen Tuchfabriken nur die Spinnerei und einige besonders kraftraubende Arbeitsschritte der

Tuchveredelung wie Walken oder Scheren statt. Die Wasserkraft war beschränkt und begrenzte damit zugleich die Leistungsfähigkeit der Fabriken. Das Weben geschah in Heimarbeit. 1859 gab es zwar in Euskirchen schon 8 Dampfmaschinen⁶, aber erst vier mechanische Webstühle⁷. Statt dessen arbeiteten insgesamt 62 selbstständige Tuchmacher auf 234 Handwebstühlen⁸. Die Euskirchener Tuchmacher mochten sich nicht recht von ihren vermeintlich wertvollen Handwebstühlen trennen. Doch in den 1880er Jahren kam der Wandel rapide und unaufhaltsam. 1890 hatten alle der 17 Tuchfabriken bereits sogenannte Kraftstühle und kurz vor dem ersten Weltkrieg zählte man 680 mechanisch betriebene Webstühle. Die vier verbleibenden Handwebstühle stellten wohl bereits damals eine Art lokalgeschichtliche Kuriosität dar.⁹ In diesem Prozess der Mechanisierung der Produktion und der Herausbildung von einigen wenigen größeren Betrieben mussten viele selbstständige Tuchmacher aufgeben und sich in den Fabriken als Lohnarbeiter verdingen. Nachdem erst einmal der wichtige Arbeitsprozess des Webens der Fabrik einverleibt war und durch die seit den 1850er Jahren installierten Dampfmaschinen „unbegrenzt“ Betriebskraft zur Verfügung stand, war der Trend zur Volltuchfabrik nicht mehr zu bremsen: Alle wesentlichen Produktionschritte wurden jetzt unter einem Fabrikdach konzentriert. Die vielen kleinen Hilfgewerbe des Walkens, Färbens, Scherens etc. verloren ihre eigenständige Existenz, die wenigen größeren Betriebe wuchsen. 1889 arbeiten in 18 Tuchfabriken 1051 Arbeiter, 1913 waren es 23 Fabriken mit 1187 Beschäftigten¹⁰. Viele Betriebe beschäftigten zwischen 20 und 40 Arbeitern. Größeren Umfang nahmen die Tuchfabrik Lückerrath mit 255 Arbeitern, J. Weber & Söhne mit 105 und die Gebrüder Kleinertz mit 85 Arbeitern.¹¹

Es waren aber nicht nur die alten Tuchmacher, die die neue Arbeiterschaft stellten. Es wurden auch zahlreiche Arbeitskräfte „aus ärmeren Landgemeinden der weiteren Umgegend“ angeworben, insbesondere wohl aus den Eifeldörfern. Jedenfalls hieß es damals: „Diese Leute bringen selten viel mit, außer einer großen Zahl von Kindern.“¹² Als Mitte der 1890er Jahre die Konjunktur anzog und „die größeren Tuchfabriken ... vollauf beschäftigt waren“ wurde die stete Arbeiterabwanderung aus der ländlichen Nachbarschaft in die Fabrikstadt zum Problem: „Die Industrie hat im hiesigen Kreise soviel Arbeiter zu sich gezogen, daß in landwirtschaftlichen Kreisen vielfach ... über Arbeitermangel geklagt wird“, berichtete 1896 der Landrat.¹³

Die Euskirchener Tuchindustrie hatte sich auf Uniformtuch spezialisiert und hing stark von den Heeres- und Marineaufträgen ab. Sie profitierte von dem Ausbau des Militärs und dem uniformierten Zeitgeist des Kaiserreiches. So war lieferten die hiesigen Tuchfabriken auch größere Mengen „Kieler Anzugsstoffe“ für die damals beliebten Kinder-Matrosenanzüge aus. 1913 belief sich der Anteil des Militärtuchs auf 74% der gesamten Tuchproduktion. „Jedenfalls ist Euskirchen der bedeutendste Ort der Uniformtuchindustrie der Monarchie“ vermeldete stolz das Adressbuch der Stadt im Jahre 1912. Das Uniformtuch wurde weit über die Grenzen des Kaiserreichs hinaus geliefert: Japan, Griechenland, Nordamerika, Bulgarien, Rumänien, Serbien und China werden bereits für die letzten 30 Jahre des 19. Jahrhunderts genannt. Nach 1900 kamen Argentinien, die Türkei, Chile, Paraguay, Uruguay und Peru als Kunden hinzu.¹⁴

Neben der Entwicklung der Tuchindustrie vom Kleinbetrieb zum Fabrikwesen ist die Neugründung von Fabriken anderer Branchen in den Jahren vor der Jahrhundertwende für die zügige Industrialisierung Euskirchens besonders bedeutsam. Einige dieser neu angesiedelten Fabriken prägen bis heute die Industriestruktur der Stadt, während die Tuchindustrie – bis auf das Industriemuseum Tuchfabrik Müller – in Euskirchen nicht mehr existent ist. Doch 1889 waren noch 75% aller Euskirchener Fabrikarbeiter in der Tuchindustrie beschäftigt. Um ihre Dominanz zu erhalten und um lästige Konkurrenz anderer Fabriken um die Arbeitskräfte abzuschrecken, taten die Tuchindustriellen allerdings auch einiges. Der Versuch einer 1881 gegründeten Düngerverfabrik, eine agrochemische Superphosphatanlage zu errichten, scheiterte am Einspruch der Tuchfabrikanten, die eine Geruchsbelästigung befürchteten und in einem Rechtsstreit gegen die Düngerverfabrik obsiegten.¹⁵ Diese Argumentation ist recht originell, wenn man bedenkt, dass die Tuchindustrie selbst zu den größten Wasserverschmutzern gehörte. Doch dazu unten mehr. Nichtsdestotrotz stellte die Fabrik ab 1885 Dünger für die Landwirtschaft aus Mischungen unter anderem von Ammoniak, Kali und zermahlener Thomasschlacke, die bei Stahlherstellung anfiel, her. 1893 betrug die Jahresproduktion 1.200 Tonnen und die Belegschaft zählte 30 Arbeiter. Mit der Modernisierung der landschaftlichen Anbaumethoden in jenen Jahren ging ein erheblicher Aufschwung der Düngermittelfabrik einher. 1910 beschäftigte der Betrieb 150 Personen und 1914 war die Jahresproduktion auf 30.000 Tonnen angestiegen.¹⁶

1880 wurde die „Euskirchener Dampfziegelei und Tonwarenfabrik H.J. Huppertz und Co.“ gegründet, aus der später die „Westdeutschen Steinzeug-, Chamotte- und Dinaswerke“ hervorgehen sollten. Zunächst produzierte man Ziegel- und Verblendsteine, die bei dem Bauboom der Jahrhundertwende gefragt waren. Später nahm man, wie einige andere Tonwarenfabriken der Region (u.a. in Satzvey, Antweiler, Zülpich, Arloff und Firmenich) auch Tonröhren für Drainagerohre, Industrieleitungen und Wasserleitungen ins Programm. Auch für diese Produkte bestand – in einer Zeit der raschen Industrialisierung und des Ausbaus der städtischen Infrastruktur rege Nachfrage. Eine weitere Spezialität der Stein- und Tonwerke der Region bestand in feuerfesten Steinzeugwaren für Stahlwerke, Glashütten, Chemiefabriken und andere industrielle Einsatzzwecke. Darüber hinaus stellte man auch Platten für Fußböden, Durchfahrten und Trottoirs her. 1892 verfügte das Werk über 130 Arbeiter, zur Jahrhundertwende sollen gar 400-500 Arbeiter und Angestellte beschäftigt gewesen sein.¹⁷ Für den Transport und Vertrieb dieses Produkts spielte die gute Eisenbahnanbindung Euskirchens eine wesentliche Rolle. Alle Stein- und Tonfabriken waren um eigene Werksanschlüsse an die Bahnverbindungen für ihre schweren Produkte bemüht.

Neben der Tonwarenindustrie war die Gründung einer Zuckerfabrik 1879 für Euskirchen ausgesprochen zukunftsweisend. Diese stellte zunächst Rohzucker, ab 1912 Weißzucker aus den Zuckerrüben her, die aus der gesamten Umgebung angeliefert wurden. Die Gewinnung von genügend Anbaufläche sowie anbauwilligen Landwirten ging rasch voran. 1894 lieferten bereits 1.300 Bauern an die Zuckerfabrik, die ihrerseits nicht nur die Saat stellte, sondern – ähnlich wie heute – die Landwirte in Fragen des Rübenanbaus berät, um möglichst gute Fabrikationsergebnisse zu erzielen. Die Zuckerrüben wurden im Herbst und Winter entweder direkt nach Euskirchen geliefert,

oder in großen Lagern in Meckenheim und Vettweis gehortet und von dort mit der Eisenbahn zur Zuckerfabrik transportiert. Ein Transport aller Rüben zur gleichen Zeit auf langsamen Pferdefuhrwerken und schlechten Straßen nach Euskirchen wäre wohl auch kaum zu bewerkstelligen gewesen! Die Rübenernte erreicht 1901, 1905 und 1913 mit über 1 Mill. Doppelzentner ihren Höhenpunkt. Seit der Jahrhundertwende beschäftigte die Fabrik ca. 100 Arbeiter, in der Verarbeitungskampagne in Herbst und Winter zwischen 400 und 500 Arbeiter.¹⁸

Die älteste nennenswerte Fabrikgründung außerhalb der Tuchindustrie fand bereits 1856 statt: Damals begann die „Metall-, Lackierwaren und Laternenfabrik Chr. Hochhaus“ ihre Produktion von Küchengeräten und Laternen, Backformen und Gerätschaften für die Molkerei. Nach einer Krise zu Beginn des neuen Jahrhunderts wurden auch Messingartikel und Badewannen in das Produktionsprogramm aufgenommen. Ein erfolgreiche Strategie, denn in den kommenden Jahren waren dort 120-130 Arbeiter beschäftigt. Der Betrieb musste wegen Absatzschwierigkeiten 1914, als sich eine Konjunkturkrise abzeichnete, schließen.

Sicherheitsnadeln und Fingerhüte stellte die 1892 gegründete „Metall- und Sortierwarenfabrik J. Deutschbein“ her, die zwei Jahre nach Gründung immerhin schon 44 Arbeiter beschäftigte. Diese Zahl wuchs um 1900 auf 100, in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg auf 120. Die Gießerei Carl August bot Maschinen- und Bauguss sowie Ventilatoren und Exhaustoren vor allem für den industriellen Bedarf an. Sie beschäftigte 1910 ca. 75-80 Arbeiter. Die Eisengießerei und Metallwarenfabrik W. Stolle produzierte hauptsächlich Saugpumpen für den Bergwerksbetrieb. Daneben ist Bleiweißfabrik Herder nennenswert, die Mineralfarben herstellte und bis zu 25 Arbeiter beschäftigte.¹⁹

Die genannten Beschäftigtenzahlen lassen die stark industrielle Prägung der Stadt in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts erahnen. Es ist sicherlich kein Zufall, der den Kopf der Euskirchener Zeitung von 1901 bis 1919 eine Silhouette der Stadt schmückt, die nahezu nur aus qualmenden Fabrikschornsteinen besteht. Die Kirche wirkt klein und verloren neben diesen weithin sichtbaren Symbolen der Industrie. Diese Identifikation von Fabrikschloten mit dem Bild der Stadt findet sich in den zeitgenössischen Ansichten des öfteren. Auch die Festschrift zum Jahrtausendfeier der Rheinlande 1925 schmückte ein Schattenriss der Stadt, der an einen Schornsteinwald erinnert. Dies ist auch nicht weiter verwunderlich: Immerhin 92 Dampfmaschinen taten im Kaiserreich ihren Dienst in der kleinen Stadt.²⁰ *„So war also Euskirchen, ein wirkendes Rad in der großen Maschine der Zeit, zu einer Industriestadt geworden, in der die Textilindustrie zweifellos den Ton angab, jedoch eine ganze Reihe von andersartigen Werken kräftige Untertöne beifügten.“*²¹

Doch diese rasante industrielle Entwicklung ging naturgemäß nicht ganz problemlos vonstatten. Zwei zentrale Konfliktfelder seien hier zumindest kurz erwähnt. Die Fabrikabwässer wurden zunächst völlig ungeklärt in den Veybach abgelassen, was dessen Wasserqualität nicht unbedingt erhöhte. Die Bezirksregierung erblickte schon 1875 den Veybach in einem „höchst unreinem Zustande“. Er entwickle *„unverkennbar sehr widrige und ohne Zweifel auch gesundheitsschädliche Ausdünstungen“*. Im selben Jahr beklagte der Landrat beim Euskirchener Bürgermeister, dass unterhalb einer Färberei

„übelriechendes schwarzes Farbwasser in den Veybach“ gelassen werde.²² Die starke Belästigung durch die ungeklärten Fabrikabwässer, die in Euskirchen etwa die dreifache Menge der häuslichen Abwässer ausmachten, nahm die Bevölkerung aber „in Folge langjähriger Gewöhnung“ kaum noch wahr²³ – auch dies ein Zeichen dafür, wie selbstverständlich und dominant die Fabriken in der Stadt waren. In den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts konnten die übergeordneten Behörden jedoch etwas effektivere Kläranlagen durchsetzen.

Während es im 19. Jahrhundert stets hieß: „Das Einvernehmen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ist fortwährend ungetrübt“²⁴, regten sich bald die Arbeiter doch deutlicher. Um 1900 gab es erste Bemühungen zur Gründung sowohl einer Freien – d.h. sozialistischen – als auch einer Christlichen Textilgewerkschaft, die dem katholischen „Zentrum“ nahestand. Im März 1905 kam es zu einem ersten dreiwöchigen Streik in der Tuchfabrik Lückerrath, auf den im April ein weiterer in zwei anderen Tuchfabriken folgte.²⁵ Es ging sowohl um „Lohndifferenzen“ als auch um Protest gegen die Kündigung von Arbeitern, die sich für die Forderungen und Organisation der Arbeiterschaft eingesetzt hatten. In Euskirchen spielte sich damit ein klassischer Konflikt ab, wie wir ihn in vielen Fabrikstätten der Zeit finden. Die Arbeiterschaft versuchte erstmals eigenständige Forderungen durchzusetzen und gewisse Grund- und Mitspracherechte zu verankern.²⁶ 1906, einem Jahr mit großer wirtschaftlicher Prosperität, kam es erneut zu einem Streik in der Euskirchener Tuchindustrie wegen der Forderung, die Löhne um 15% zu erhöhen und einen Arbeiterausschuss (eine Art Betriebsrat) als Vertretung der Belegschaft im Betrieb anzuerkennen. Insgesamt 600 der gut 1000 Arbeiter der Tuchindustrie waren damals gewerkschaftlich organisiert und die Kampfbereitschaft war ausgesprochen hoch. Der Streik wurde schließlich mit einer teilweisen Anerkennung der Lohnforderungen nach gut drei Monaten beendet. Der Ausstand, „der wie ein Alp auf der Bürgerschaft lastete“ verlief relativ ruhig. Die Stadt attestierte wenig später sogar den „Streikenden musterhafte Ordnung“. Im selben Jahr griff die Streikwelle auch auf die Holzverarbeitungsfabrik Schmitt über, in der gut die Hälfte der Arbeiter für höhere Löhne in den Ausstand trat.²⁷

Eine harte Probe: Die Kriegswirtschaft

Mit dem Anbruch des Ersten Weltkrieg fand diese Phase der rasanten Industrialisierung der Stadt ihr vorläufiges Ende. Viele der bis 1914 ausgebildeten Strukturen blieben für Jahrzehnte und zum Teil bis heute erhalten. Der Erste Weltkrieg stellte die Betriebe und die verbleibenden Beschäftigten auf „eine harte Probe“, wie es rückblickend heißt. „Jeglicher Export hörte sofort auf. Betriebe, die von Ein- und Ausfuhr abhängig waren, mussten damit rechnen ... stillgelegt zu werden.“²⁸ Die plötzliche Einberufung von Arbeitskräften zum Militärdienst, die totale Auslastung des Güterverkehrs für Militärtransporte sowie die allgemeine Unsicherheit über die weitere wirtschaftliche Lage führten dazu, dass einige Betriebe kurzfristig ganz oder teilweise stillgelegt werden mussten. Mit neuen Aufträgen für Militärlieferung kam aber das wirtschaftliche Leben wieder in Gang. Die Wirtschaft wurde nun zunehmend „mittels obrigkeitlichen Zwanges“ organisiert und koordiniert. „Es ging um Bedarfsdeckung und um einerseits gleichmäßige,

andererseits nach Kriegswichtigkeit gestaffelte Versorgung, es ging um wirtschaftliche Mobilmachung. Kriegswirtschaft wurde Planwirtschaft, Zentralverwaltungswirtschaft."²⁹ Noch im Nachhinein stellt die Euskirchener Kreisverwaltung fast erstaunt fest: „Den staatlichen und gemeindlichen Verwaltungsbehörden öffnete sich damit ein bis dahin unbekanntes Tätigkeitsfeld. Jegliche Erfahrung fehlte hier“.³⁰

Einige Betriebe profitieren von diesen neuen Prioritäten, andere hatten mit den veränderten Umständen eher zu kämpfen. Die Zuckerfabrik litt unter der Zwangsbewirtschaftung, der Arbeitskräfteknappheit in der Landwirtschaft und den staatlich niedrig gehaltenen Zuckerpreisen. Der Anbau von Zuckerrüben sank im Kreis auf 40% der Vorkriegszeit. Die Zuckerfabrik verarbeitete 1916 nur noch etwa ein Drittel der Vorkriegsproduktion. Die Westdeutschen Steinzeugwerke konnten mit feuer- und säurefesten Produkten für die Montan- und Chemieindustrie kaum nachkommen. Sie litten stark unter der stockenden Kohleversorgung. Die metallverarbeitende Fabriken lieferten Grananten, Munition, Seeminien und Feldschmieden. Die Euskirchener Tuchindustrie, ohnehin auf Uniformtuche spezialisiert, musste nun vorrangig große Aufträge für das Militär abwickeln und hatte vor allem 1914 und 1915 sehr große Produktionszahlen aufzuweisen. Danach schränkte die Rohstoffknappheit die Produktionsmöglichkeiten zunehmend ein. Gute Wolle für die Tuchproduktion kam aus Übersee: aus Australien, Südamerika, Südafrika. Dieser beschwerliche Seeweg war in dem Blockadekrieg nur noch äußerst schwer zu bewältigen. Auch die Beschlagnahme aller Wollvorräte und die zentrale Bewirtschaftung durch den „Kriegstuchverband“ konnten diese Rohstoffnot nicht dauerhaft lösen. Seit 1915 wurde nahezu nur noch Militärtuch hergestellt.³¹

Die wehrpflichtigen und kräftigen Männer wurden zum Militär eingezogen. Arbeitskräfte waren knapp und gesucht. Das führte offenbar dazu, dass einige Arbeiter, vor allem jüngere Weber, recht willkürlich dazu neigten, des öfteren ihren Arbeitsplatz zu wechseln, wenn es Ihnen im Betrieb nicht mehr gefiel. Um dem „ewigen ganz unberechtigten Wechsel“ Einhalt zu gebieten gründeten die Euskirchener Tuchindustriellen eine Vereinigung, um diesen „*unhaltbaren Zuständen auf die Dauer wirksam vorzubeugen.*“ Jeder Betrieb hatte sich bei der Einstellung eines neuen Arbeits zunächst bei dem alten Arbeitgeber zu erkundigen, warum der wechselwillige Arbeiter dort ausgetreten war. Sollte dies nicht geschehen, hatte der neue Arbeitgeber 100 Reichsmark, das war etwa der Monatslohn eines Weber, als Strafe zu zahlen.³² Um dem Arbeitskräftemangel in der Kriegsproduktion zu umgehen, zogen die Betriebe nun auch alte Leute, Frauen, Jugendliche und Schulkinder und ausländische Kriegsgefangene zur Produktion heran. Nach Einschätzung der Kreisverwaltung stellten diese ausländischen Arbeitskräfte jedoch „bei weitem keinen vollständigen Ersatz für die ausgefallenen einheimischen Arbeiter dar“. Ihre Leistungsfähigkeit wird auf nur 40-60% geschätzt. Doch dazu unten gleich mehr am Beispiel der Tuchfabrik Müller.³³

Die Rohstoffe wurden nun staatlicherseits eingeteilt und blieben auf Grund von Versorgungsschwierigkeiten oft auch ganz aus. Einige Fabriken mussten wegen Schwierigkeiten der Rohstoffversorgung die Produktion zwischenzeitlich einstellen. Im September berichtete die Stadtverwaltung über die Lage der Industrie: „*In diesem Bezirke ist hauptsächlich Tuchindustrie vorhanden. Außer 20 Tuchfabriken befinden sich*

noch eine große Zuckerfabrik, 2 Steinzeugfabriken und 4 Munitionsfabriken hier. ... In den meisten Tuchfabriken und in sämtlichen anderen Betrieben ist die Beschäftigung nun sehr gut. Es liegen viele Heeresaufträge vor. ... Es werden stets männliche und weibliche Hilfskräfte jeder Art gesucht. Eine kleine Tuchfabrik legte den Betrieb ständig still. Die Arbeiter sind von den übrigen Fabriken übernommen worden. Ansonsten stand eine Fabrik eine Woche still wegen Kohlenmangel."³⁴ Ähnlich lauten die Berichte aus den kommenden Monaten. 1918 wurden insbesondere kräftige Männer gesucht, während junge Mädchen, die zwischenzeitlich in der Textilindustrie angelernt worden waren, sogenannte „webgewerbliche Arbeiterinnen“, arbeitslos gemeldet wurden.³⁵

Mit dem Ende des Krieges änderte sich diese Situation drastisch. Zwischenzeitlich gab es ein ziemliches Durcheinander auf dem Arbeitsmarkt und in den Betrieben. Zunächst standen die ausländischen Kriegsgefangenen nicht mehr zur Verfügung. Dies traf vor allem die Zuckerfabrik mitten in der Kampagne, deren Durchführung „wegen Weglaufen der Gefangenen ... sehr schwierig“ wurde. Es bestand die Gefahr, dass die bereits angelieferten Rüben verfaulten. Gleichzeitig brachen relativ plötzlich die Aufträge für die Militärgüterproduktion weg und die Soldaten kehrten zurück. Der Rheinische Arbeitsnachweisverband meldete prompt, dass er den Überblick über die unterzubringenden Arbeitskräfte verloren hatte und nun jede Stadt wieder selbstverantwortlich das Problem regeln sollte. Viele Kriegsheimkehrer, die zuvor noch nicht in der Industrie gearbeitet hatten, waren nun arbeitslos. Die Unternehmer bemühten sich darum, die ehemaligen Facharbeiter wieder in ihren Betrieben einzustellen, was gleichzeitig zur Entlassung vieler Frauen führte, die während des Krieges den Betrieb aufrecht erhalten hatten.

Die wirtschaftliche Situation nach Ende des Krieges war für die verschiedenen Branchen recht unterschiedlich: Für die Westdeutschen Steinzeugwerke war die Nachkriegszeit zunächst katastrophal. Eisenbahnsperren, Kohlennot und Abwanderung von Fachkräften in die unweit entfernte Braunkohlenförderung sowie ein bedrohlicher Auftragsmangel brachten Probleme auf allen Ebenen. 1919 sank die Belegschaft von 300 auf unter 200 Arbeitskräfte. Die Situation der Zuckerfabrik besserte sich nur langsam, da die Zuckerbewirtschaftung bis 1923 andauerte. Der Zuckerrübenanbau im Kreis Euskirchen stagnierte zunächst auf dem niedrigen Kriegsniveau. Der Metallindustrie konnte sich ebenfalls nur langsam auf die neue Nachkriegssituation einstellen. Die Bleifarbenindustrie, die im Krieg völlig darniederlag, war lediglich in der Lage, etwa 20% des Vorkriegsabsatzes zu erreichen. Die Düngerfabrik hatte unter dem schlechten Einkommen der Landwirte zu leiden, die versuchten, ihre Zahlungen bis nach der Ernte aufzuschieben, was bei der anziehenden Inflation jener Jahre die Düngerfabrik in keine glückliche Lage brachte. Lediglich die Tuchindustrie profitierte von dem großen Nachholbedarf an ziviler Kleidung.³⁶

Die folgenden Jahre mit Ruhrbesetzung, Inflation, stockender Nachfrage, Wirtschaftskrisen und vielen Arbeitslosen wurden eine schwere Zeit für die Euskirchener Industrie und deren Beschäftigte. Die nahezu ungebrochene Wachstums- und Blütezeit der Jahre vor dem Krieg war schon seit 1914 endgültig Geschichte.

Ein Höchstleistungsbetrieb: Die Tuchfabrik Müller

Nach dem kleinen Überblick zur Situation der gesamten Industrie Euskirchens wollen wir nun – fast wie mit einer Lupe – einige Ereignisse und Entwicklungen in einer einzigen, wenngleich typischen Fabrik betrachten. 1894 übernahm Ludwig Müller in Kuchenheim ein bereits älteres Fabrikgebäude, um daraus eine Volltuchfabrik mit einem zeitgemäßen und modernen Maschinenpark zu machen. Neben einer Wolferei, Krempelei und Spinnerei mit drei Selfaktoren, verfügte er über 12 Webstühle und sämtliche Maschinen zur Appretur der Stoffe. Eine Dampfmaschine mit 80 Pferdestärken und eine Turbine lieferten die erforderliche Betriebskraft. Der Betrieb produzierte vor allem robuste Streichgarn- und Lodenstoffe, die in den guten Konjunkturjahren ab 1895 regen Absatz bei Tuchhändlern, Kaufhäusern und Konfektionären fanden. Ab 1906 begann auch die Militärproduktion, die 1913 schon mehr als 50% der Lieferungen ausmachte. Nicht zuletzt diese Großkunden sorgten für eine stetige Steigerung des Absatzes zwischen 1910 und 1913. Die Tuchfabrik beschäftigte vor dem Krieg 25-27 Arbeiter und einen Buchhalter. Die Lohnunterschiede zwischen den Höchstverdienern im Betrieb, den Webern, die im Akkord pro Woche zwischen 20-29 Mark verdienten und den niedrigsten Wochenlöhnen mit 7-9 Mark für einfache Hilfstätigkeiten waren erheblich. Der Lohn wurde am Ende der Woche bar ausgezahlt. Tarifverträge und kollektive Lohnvereinbarungen gab es nicht. Gearbeitet wurde von 7 Uhr morgens bis 19 Uhr abends, am Samstag war ausnahmsweise 'schon' um 18 Uhr Feierabend. Um 9 Uhr und 16 Uhr gab es jeweils eine Viertelstunde Pause und um 12 Uhr eine einstündige Arbeitsunterbrechung. In Bezug auf Betriebsgröße, Produktionsprogramm und technischer Ausstattung kann die Tuchfabrik Müller zu jener Zeit als ein typischer Betrieb für die zahlreichen kleineren Tuchfabriken in Euskirchen gelten. Vieles, was der Tuchfabrik, ihrem Unternehmer und seiner Belegschaft in den Kriegsjahren widerfuhr, wird sich in den anderen Betrieben ähnlich abgespielt haben.³⁷

Eine Stockung nach Beginn des Krieges im Sommer 1914 ist in der Tuchfabrik nicht zu erkennen. Im Herbst werden bereits zwei neue Webstühle beschafft, die sich besonders gut für Militärtuch eignen. Schon im Oktober 1914 kann Ludwig Müller den Aufträgen nicht mehr nachkommen und muss das Königliche Kriegsbekleidungsamt vertrösten, dass er das gewünschte Hosentuch erst im November liefern könne, weil er mit Manteltuch noch stark beschäftigt sei. Zur gleichen Zeit beginnen die Probleme mit den alten Ziviltuchkunden. So schreibt Müller ebenfalls im Oktober 1914 an einen seiner früheren Abnehmer, die Tuchhandlung Cords in Berlin, dass er *„die Qualität Loden in grün alter Qualität nicht mehr liefern kann. Wolle ist ganz enorm (im Preis – D.S.) gestiegen u. wird täglich teurer. Außerdem bin ich noch sehr stark mit Militärlieferungen besetzt, so daß Neuanfertigung in nächster Zeit ausgeschlossen ist.“* Auch in den kommenden Jahren fragen alte Kunden mit Bezug auf die *„früheren langjährigen Verbindungen mit Ihnen“* an, ob es denn nicht möglich sei, *„Ware der Reichsbekleidungsstelle abzugeben“*. Ein anderer Kunde möchte dringend Damenstoffe: *„Ich glaube wohl mit Recht erwarten zu dürfen, daß meine Herren Friedenslieferanten es als ihre Pflicht betrachten werden, mich auch jetzt ... mit Ware zu versorgen und bin daher durch Ihr bisheriges Versagen etwas enttäuscht.“* Diese Korrespondenz mit den alten Kunden lässt zumindest erahnen, wie knapp die Tuch- und Kleidungsversorgung für die Zivilbevölkerung ist. Doch die höflichen Bitten, die sanften

Drohungen bleiben meist vergeblich: Der Anteil des Militärtuches steigert sich in der Tuchfabrik Müller bis 1918 auf fast 100% der Produktion.³⁸

Am 24. Dezember 1914 erklärt Ludwig Müller seine Mitgliedschaft im „Kriegstuchverband e.V.“, einem staatlich veranlassten Zusammenschluss der Uniformtuchhersteller zur Organisation und Regulierung der kriegswichtigen Produktion. Solche Kriegsgesellschaften, „eine Kooperation von Selbst- und Staatsverwaltung“, werden damals in allen wichtigen Branchen zur Bewältigung der Produktion und Rohstoffversorgung gegründet³⁹. Der Kriegstuchverband legt die Höchstpreise für Militärtuche – nicht immer zur Freude aller Unternehmer – fest und besitzt das Monopol für die Verteilung der Heeresaufträge.⁴⁰ Maßgeblich für die Produktionsquoten ist die Anzahl der Webstühle, was Ludwig Müller nicht immer gerecht findet: So beschwert er sich im Mai 1915 darüber, dass *„die Stuhlzahl keinen zuverlässigen Anhalt für die Leistungsfähigkeit bietet. – Ich arbeite beispielsweise auf meinen von Männern bedienten Stühlen die doppelte Mengen in gleicher Zeit von einer befreundeten Firma ..., die langsam laufende Stühle mit Frauen besetzt hat.“* Es mag offen bleiben, ob es die befreundete Firma tatsächlich gab und ob Frauen langsamer weben. Klar scheint, dass Müller nun gern mehr Aufträge zugeteilt bekommen hätte. Insgesamt geht tatsächlich die mengenmäßige Produktion seit dem Höhepunkt 1914 schon 1915 etwas zurück. Die kriegsbedingten Einschränkungen und Behinderungen werden zwischen 1915 und 1918 immer deutlicher spürbar. Da hilft es auch nichts, dass nun die Wolle durch die „Kriegs-Wollbedarf A.G.“ zentralistisch zugeteilt wird und Müller Anfang 1915 Wolle aus Verviers zugeteilt bekommt, die nach der Besatzung beschlagnahmt wurde. Während 1914 noch knapp 40.000 kg Wolle verarbeitet werden, erhält die Tuchfabrik 1915 nur noch knapp 10.000 kg und in den folgenden Jahren sogar noch weniger. Hingegen bezieht er ab 1916 große Mengen Reißwolle, die aus einem Recyclingprozess alter Wollkleidungstücke entsteht. Hier arbeitet Müller also mit einem Ersatzstoff. 1917 bezieht er über 22.000 kg Reißwolle!⁴¹

Not macht erfinderisch: So veranlasst Ludwig Müller 1916 in der Webschule Mönchengladbach Spinnversuche mit Pergamentpapier, das sein Schwager in Stotzheim produziert und bemüht sich um Aufträge mit solchem Material: *„Seit einiger Zeit befasse ich mich mit Textilersatzstoffen und habe ... breite Gewebe aus Pergamentpapier, welche das gewöhnliche Papier in vieler Hinsicht übertreffen, bevorzugt. Ich gestatte mir die vorg. Anfrage, ob in dieser Art Bedarf vorliegt ...“* Leider besteht kein Bedarf. Im Einkaufsbuch lassen sich jedenfalls keine größeren Ankäufe von Papiergarn oder Pergament feststellen.

Diese Rohstoffprobleme hat die Tuchfabrik, obwohl sie 1916 entsprechend dem Hindenburgprogramm zur Rationalisierung der Produktion als sogenannter „Höchstleistungsbetrieb“ eingestuft wurde. Die Tatsache, dass es sich bei dem Kuchenheimer Betrieb um eine Volltuchfabrik mit allen Produktionsstufen unter einem Dach handelte, erschien den staatlichen Wirtschaftslenkern besonders vorteilhaft. Vielleicht hat auch die relativ moderne technische Ausstattung der Müllerschen Fabrik zu dieser Einstufung beigetragen. Im Gegensatz zu den Ergänzungsbetrieben sollen die Höchstleistungsbetriebe möglichst voll ausgelastet werden. Dies klappt – wie wir wissen

– nicht immer, aber bewahrt unsere Tuchfabrik davor, völlig still gelegt zu werden, wie dies anderen Betrieben 1916/17 geschieht.

Blättert man die Akten und Bücher dieser Zeit durch, so deprimiert einen die absolut zentralistische Planung und Organisation der Wirtschaft. Alles ist reglementiert, alles wird reichsweit gesteuert. Über alles mögliche und unmögliche müssen Berichte abgeliefert werden. Arbeitskräfte und Lebensmittel, Material und Rohstoffe müssen mühsam einzeln bei staatlichen Behörden und den Kriegsgesellschaften beantragt, begründet – ja oft fast erbettelt werden. So gibt es zum Beispiel mehrseitige, höchst detaillierte Erfassungen aller Transmissionen aus Leder zum Antrieb der Maschinen. Wenn ein Riemen zerschissen ist, ohne den eine Maschine nun mal nicht zu betreiben ist, dann müssen für die Ersatzbeschaffung Anträge und Begründungen an die „Königliche Gewerbeinspektion“ in Bonn und an die „Riemenfreigabestelle“ in Berlin gestellt werden! Manchmal begleitet Ludwig Müller solche Aktionen noch mit Briefen an das Bürgermeisteramt mit der Bitte, seine Anträge an höherer Stelle zu befürworten. Da ist es natürlich besonders misslich, wenn – wie dies z.B. im Mai 1917 geschieht – „zwei gute Lederriemen von Betriebsmaschinen“ gestohlen werden.⁴² Dass einige Zeitgenossen diese ‘würgende’ Planwirtschaft als ein Modell einer über den Krieg hinausweisenden, fortschrittlichen „Gemeinwirtschaft“ ansehen und als „Kriegssozialismus“ glorifizieren, kann da nur verwundern. Ganz abgesehen von den objektiven Versorgungsengpässen scheint bei dieser Wirtschaftsform doch eine nicht unbeträchtliche Kraftanstrengung allein auf die zentralistische Überwachung und Lenkung verwandt worden zu sein.⁴³

Neben der Materialknappheit fehlen der Tuchfabrik ständig qualifizierte Arbeitskräfte. Zunächst versucht man das Problem durch Überstunden zu meistern: Am 23. Dezember 1914, also einen Tag vor Heiligabend, erhält die Tuchfabrik eine Anweisung des Kriegsministeriums, nach der „im Interesse der Landesverteidigung durch Sonn- und Feiertage kein Rückgang in Fertigung der Heeresbedürfnisse jeder Art“ eintreten dürfe. Die Sonntagsruhebestimmungen werden für die Arbeiter über 16 Jahren völlig aufgehoben, für die Arbeiter unter 16 Jahren für den 25. und 26.12. und für Silvester. *„Da anzunehmen ist, daß die Arbeiter gern ... das Weihnachtsfest im Familienkreise begehen“* empfiehlt die Gewerbeinspektion *„dieselben auf die außergewöhnliche Notwendigkeit der Arbeit in beherrschender Weise gegenbenfalls unter Mitwirkung des Arbeiter Ausschusses oder ältere Mitarbeiter hinzuweisen.“* 1915 beantragt Müller selbst die Überstundengenehmigung für seine eingearbeiteten Facharbeiter. Denn er hält es für *„richtiger, einen geschulten Mann in der Woche 3 Stunden länger arbeiten zu lassen, als einen nicht geschulten oder unzuverlässigen eine ½ oder 1 Stunde am Tag.“* Hintergrund dieser Bemühungen ist, dass im Sommer 1915 erfahrene ältere Arbeiter der Tuchfabrik, obwohl bislang „ungedient“, eingezogen werden. Nun stellt Müller ständig Anträge, um zu verhindern, dass seine verbliebenen Arbeiter nicht auch noch eingezogen werden. Da geht es zum Beispiel um den *„Walkmeister Wilh. Schlösser geb. 30.1.1880 in Cuchenheim früher ‘dauernd untauglich’ ungedient, Ende September als kriegsverwendungsfähig gemustert. Schlösser versieht einen sehr wichtigen Posten in meiner Fabrik. – Deutsche Untermeister und Hilfskräfte habe ich nicht, diese sind schon längere Zeit eingezogen“.* Tatsächlich gelingt es Müller, lediglich sieben Stammarbeiter während des gesamten Krieges in seinem Betrieb zu halten.⁴⁴

Er lernt nun ersatzweise jüngere Leute in seiner Weberei an, lebt aber jetzt erst recht in der Sorge, dass diese „zum Teil unentbehrlichen Personen“ bei der nächsten Musterung eingezogen werden. Im August 1915 halten die ersten russische Kriegsgefangenen, Iwan und Fritz genannt, ihren Einzug. Für Verpflegung und Unterkunft muss die Tuchfabrik pro Tag 2,50 Mark an die Gemeindeverwaltung überweisen. Die Kriegesgefangenen leben in Lagern. Als einer dieser Kriegesgefangenen, Luka Soloktarew, im Oktober 1916 in ein anderes Lager verlegt wird, protestiert Müller energisch: *„Letzter hatte sich in meinem Betrieb vorzüglich eingearbeitet, war bei Bedienung der Spinnkrempel sowie als Putzer arbeitsam und zuverlässig. Ich habe daher sehr bedauert, daß mir dieser Mann entzogen wurde. Durch inzwischen erfolgte und bevorstehende Einberufungen fehlen mir geschulte jüngere Leute vollständig.“* In diesem Fall hat Müller Erfolg. Sehr bald taucht „Luka“ wieder in den Belegschaftslisten auf und arbeitet bis Kriegsende in der Tuchfabrik. Wenn man so will: ein sehr leistungsfähiger russischer Stammarbeiter.⁴⁵

Ebenfalls im Sommer 1915 stellt Ludwig Müller auch erstmals vier Frauen ein – offenbar nicht mit vollem Erfolg: Denn 1917 teilt er dem Bürgermeisteramt mit, *„daß das Anlernen von Frauen ... sehr zeitraubend“* sei. Einige Frauen arbeiten voll, einige halbtags, einige bleiben zunächst länger, andere scheiden nach wenigen Tage wieder aus. Sie sind hauptsächlich in der Nopperei, Zwirnerei und Ketttschärerei beschäftigt – Abteilungen mit wenig Maschineneinsatz und hohen Anforderungen an die Fingerfertigkeit. 1917 arbeiten bei Müller 16 Frauen, meist zwischen 15 und 18 Jahren. Vier Frauen sorgen für einen eigenen Haushalt. Keine davon hat vorher in einer Fabrik gearbeitet, vier hingegen als Dienstmädchen und vier in der eigenen kleinen Landwirtschaft. Überraschend ist, dass Müller 1917 angibt, dass 10-12 der Frauen und Mädchen auch nach dem Kriege weiter arbeiten möchten. Tatsächlich scheiden jedoch viele bald nach Kriegsende aus. Vermutlich müssen sie den Rückkehrern aus dem Krieg weichen. Schon Anfang 1918 fordert er ehemalige Arbeiter aus dem Heeresdienst wieder für seinen Betrieb an.⁴⁶ Aber nicht nur der Unternehmer hängt an seinen alten Arbeitern. Auch seine Arbeiter denken an ihren Chef. Jedenfalls erhält Ludwig Müller folgenden Brief aus dem Feld: *„Wir liegen hier in Frankreich ... Abends geht es an die Somme in die Artleriestellung, wo wir Unterstände bauen. Hier ist was los. Darf nichts weiteres mitteilen. Bis auf ein frohes Wiedersehen grüßt euch ergebenst euer Arbeiter Matth. Schmitz.“*⁴⁷ Aus diesem Wiedersehen wurde wahrscheinlich nichts. In den Lohnlisten der Tuchfabrik taucht Matthias Schmitz jedenfalls nicht mehr auf.

Ende 1917 verfügt Müller über 19 männliche Arbeiter, darunter fünf unter 18 Jahren, und 16 Arbeiterinnen, darunter 11 unter 18 Jahre alt. Das Personal wechselt relativ rasch. Und es gibt große Unterschiede in der Beschäftigung: Während Anfang 1917 nur 11 Arbeiter beschäftigt sind, schwirren Anfang 1918 bis zu 40 Arbeitskräfte durch die Fabrik. Die Mädchen sind gewissermaßen die industrielle Reserve. Wenn die Rohstoffe fehlen, werden sie entlassen, wenn es Arbeit gibt, wieder eingestellt. Die Beschäftigtenstruktur war also im Krieg gewiss anders als zu Friedenszeiten mit einer relativ festen und wesentlich älteren Stammebelegschaft. Und sicherlich wird das Betriebsklima auch ein ganz anderes gewesen sein.⁴⁸

Bereits kurz nach Kriegsende kehren einige alte Stammarbeiter zurück. Einige Frauen verlassen die Tuchfabrik oder werden gekündigt. Einige bleiben jedoch auch. Das reine Männermonopol der Tuchfabrik ist durch den Kriegseinsatz der Frauen jedenfalls gebrochen. 1920 passiert sogar etwas ganz ungewöhnliches: Eine Frau, Maria Zimmer, wird als Weberin in einer hochangesehenen Position eingestellt und verdient im Akkord bis 1930 sehr gut.

Die Tuchfabrik Müller profitiert nach Ende des Krieges ebenfalls von dem starken Nachholbedarf für Ziviltuche. Bereits Ende November 1918 wird ehemals feldgraues Tuch für die neuen Bedürfnisse umgefärbt. Die Produktion erreicht in den ersten Nachkriegsjahren nicht mehr ganz den Umfang der Krieges, zwischen 1920 und 1922 aber immerhin das Niveau der Vorkriegszeit. Insgesamt sah Ludwig Müller damals zuversichtlich in die Zukunft. 1922 errichtet er eine neue Shedhalle mit einer Nutzfläche, die allerdings überhaupt nie ganz ausgefüllt werden konnte. Hier stehen offenbar die Erwartungen über die Zukunft des Betriebes in einem gewissen Gegensatz zu der tatsächlichen Entwicklung, die die Tuchfabrik nahm. Bereits im letzten Kriegsjahr gab es Überlegungen, den Betrieb zu elektrifizieren. Diese Elektrifizierung, die andere Tuchfabriken schon vollzogen hatten, nimmt die Tuchfabrik Müller 1919 dann konkret in Angriff – und zwar in Form der Gruppentransmission: Für einzelne Teilbereiche (Weberei, Spinnerei) wurde große Motoren angeschafft, mit denen die Maschinen eines Raumes über Riemen angetrieben wurden. Verschiedene technische Probleme und ständige Reparaturen führen letztlich dazu, dass Müller 1923 den elektrischen Betrieb 1923 resigniert aufgibt und in Zukunft auch nicht mehr angeht.⁴⁹ Bis zur Betriebsschließung 1961 treibt wieder die Dampfmaschine alle Maschinen an. Man kann das Scheitern der Elektrifizierung als eine Art Wendepunkt in der Geschichte des Betriebes ansehen, der bis zu diesem Zeitpunkt immer sehr modern eingerichtet war, nun aber langsam ins technische Hintertreffen geriet. Aber das ist eigentlich schon eine ganz andere Geschichte und eine ganze neue Zeit ...

¹ J. Schiffmann – unveröffentlichte Erinnerungen zum Thema „Tuchstadt Euskirchen“ 21.10.1982, Dokumentation des Rheinischen Industriemuseums Euskirchen.

² Hans Renelt: Die historische Entwicklung der Euskirchener Tuchindustrie bis 1914. Euskirchen 1921, S. 21.

³ Renate Mayntz: Soziale Schichtung und sozialer Wandel in einer Industriegemeinde. Eine soziologische Untersuchung der Stadt Euskirchen. Stuttgart 1958 (Band III der Festschrift zum Stadtjubiläum 1952)

⁴Vgl. zur allgemeinen Wirtschaftsgeschichte jener Zeit: Hubert Kiesewetter: Industrielle Revolution in Deutschland 1815-1914, Frankfurt 1989; Gerhard Ritter/Klaus Tenfelde: Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871-1914 (=Geschichte der Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende 18. Jahrhunderts 5), Bonn 1992; Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte – 1866-1918 (Band 1 – Arbeitswelt und Bürgergeist), S. 268ff.; Hans Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1849-1914, München 1995, S. 547ff.

⁵ G. Disse 1925, zitiert nach Reinhold Weitz: Euskirchen in der Kaiserzeit. Stadtentwicklung, Stadtplanung und Stadtbild 1871-1918. (=Geschichte im Kreis Euskirchen 6/1992), Euskirchen 1992, S. 22f.

⁶Heinz Küpper: Euskirchens Tuchmacher und ihre Arbeiter, in: Heimatkalender für den Landkreis Euskirchen 1955, S. 17-53, hier S. 38.

⁷ Renelt, S. 21.

⁸ Andreas Dix: Industrialisierung und Wassernutzung. Eine historisch-geographische Umweltgeschichte der Tuchfabrik Ludwig Müller in Kuchenheim. Köln 1997, S. 53. Vgl. auch Monika Wilhelm: „Mit einem Steinwurf acht Tuchfabriken getroffen“. Zur Geschichte der Euskirchener Tuchindustrie, in: Rheinischen Industriemuseum Euskirchen (Hg.): Tuchfabrik Müller. Arbeitsort – Denkmal – Museum. Köln 1997, S. 14-23.

⁹ Renelt, S. 29, 37.

¹⁰ Renelt, S. 33.

¹¹ Stadtarchiv Euskirchen, II, 234 (Aufstellung für das Jahr 1893).

¹² Zit. nach Renelt, S. 39.

¹³ Kreisarchiv Euskirchen XI, .

¹⁴Renelt, S. 71f.

¹⁵ Weitz, S. 102.

¹⁶ Zimmermann, S. 56f.; Stadtarchiv Euskirchen II, 234,

¹⁷ Hans Zimmermann: Die wirtschaftliche Entwicklung des Kreises Euskirchen im 19. Jahrhundert. Köln 1926. S. 43ff. Stadtarchiv Euskirchen III, 171.

¹⁸ Zimmermann, S. 66ff.

¹⁹ Zimmermann, S. 53ff.; Verwaltungsbericht der Stadt Euskirchen 1907-1928, S. 99. Bericht über die Entwicklung des Kreises Euskirchen ... 1910-1928, S. 277f.

²⁰ Verwaltungsbericht der Stadt Euskirchen 1906, S. 25.

²¹Ludwig Beutin: Euskirchens Wirtschaft im 19. und 20. Jahrhundert, in: 650 Jahre Stadt Euskirchen 1302-1952, Euskirchen 1952, S. 287-311, hier S. 292.

²² Dix, S. 243.

²³ Dix, S. 244.

²⁴ Kreisarchiv Euskirchen, XI, 1074, 11.3.1881 Landrat an Reg. Köln.

²⁵ Euskirchener Zeitung 22.3.1905; Staatsarchiv Düsseldorf, Landratsamt Euskirchen, 270.

²⁶ Diese Streiks waren bislang nicht bekannt, wohl weil der erste Historiograph der Euskirchener Tuchindustrie, Hans Renelt, fälschlich von dem „ersten und bisher einzigen Streik“ im Jahre 1906 gesprochen hatte. Renelt, S. 93.

²⁷ Staatsarchiv Düsseldorf, Landratsamt Euskirchen, 270; Verwaltungsbericht der Stadt Euskirchen 1906, S. 27f.

²⁸Verwaltungsbericht der Stadt Euskirchen 1907-1928, S. 99.

²⁹Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866-1918 (Band 2 – Machtstaat vor der Demokratie), München 1992, S. 790.

³⁰Bericht über die Entwicklung des Kreises Euskirchen ... 1910-1928, Band 1, Euskirchen 1928, S. 172f.

³¹Verwaltungsbericht der Stadt Euskirchen 1907-1928, S. 99ff.; Bericht über die Entwicklung des Kreises Euskirchen ... 1910-1928, Band 1, Euskirchen 1928

³²Schriftlicher Kontrakt aller Euskirchener Tuchfabrikanten, 22.12.1914, Archiv des Rheinischen Industriemuseums Euskirchen.

³³Bericht über die Entwicklung des Kreises Euskirchen S.172f., S. 269ff., S. 172f.

³⁴Stadtarchiv Euskirchen III, 103, 274, September 1917.

³⁵Stadtarchiv Euskirchen III, 103, 274.

³⁶Bericht über die Entwicklung des Kreises Euskirchen S.202f., S. 269ff.

³⁷Vgl. zur Geschichte und der technischen Einrichtung und den Arbeitsabläufen in der Tuchfabrik Müller allgemein: Rheinisches Industriemuseum (Hg.): Tuchfabrik Müller. Arbeitsort – Denkmal – Museum. Köln 1997

³⁸Rheinisches Industriemuseum – Archiv der Tuchfabrik Müller (TM) Fa 357, 10.10.1914; Fa 571, 26.4.1917; Fa 570, 16.2.1917.

³⁹Nipperdey, S. 790.

⁴⁰Susanne Hilger: Vom Fabrikantenverein zur „Einheitskonvention“. Verbandsstrategien in der deutschen Tuchindustrie seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 1/1998, S. 49-68, hier S. 59f.; Firmenarchiv der Tuchfabrik Müller (TM) Fa 561, 24.12.1914; Fa 358, 15.5.1915.

⁴¹Ermittelt nach den Einkaufsbüchern der Tuchfabrik Müller.

⁴²TM Fa 361, 11.12.1917.

⁴³Vgl. dazu Nipperdey, S. 790, S. 796.

⁴⁴TM Fa 561; Fa 359, 13.9.1915; Fa 359, 21.10.1915.

⁴⁵TM Fa 358, 18.12.1915; Fa 360, Nov. 1916.

⁴⁶TM Fa 360, Mai 1917; Fa 574, 19.6.1918.

⁴⁷TM Fa 633, 25.11.1916.

⁴⁸Vgl. zur Belegschaft der Tuchfabrik insgesamt Bettina Bab: „... bleibt eben kaum Freizeit“ Einblicke in die Lebensverhältnisse der Arbeiterinnen und Arbeiter, in: Tuchfabrik Müller, S. 54-59.

⁴⁹Vgl. dazu und der Debatte über die Elektrifizierung der Tuchindustrie Markus Krause: „Licht und Kraft im Überfluß“ – Die Elektrifizierung der Tuchindustrie im Raum Euskirchen – Düren – Aachen, in: Arbeitskreis Eifeler Museen (Hg.): „Der Strom kommt!“ Die Elektrifizierung im Eifel- und Moselraum, Meckenheim 1996, S. 345-364 sowie dessen Betrag in diesem Band.